



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gestalten, sie bilden einen langen, langen Zug. Und alle haben sie ihre Kerze ausgeblasen, zum Zeichen, daß auch ihres Lebens Licht erloschen ist.

Da! Ja, das ist Mutter Monik, ihre Mutter Monik, die da in der letzten Reihe mit im Zuge schreitet. Freilich, das darf sie wohl, sie gehört ja zu ihnen, zu den Witwen des Meeres. Heute hat sie nicht nur ein steinernes Bild, sondern alle, alle diese Frauen zu Schwestern. Und da ist der Kummer in ihrem mühsam beruhigten Herzen plötzlich wieder hell aufgewacht. Wie weint und schluchzt Mutter Monik unter ihrer großen grauen Witwenhaube. Die Frau zu ihrer Linken nickt ihr teilnehmend zu — und dann schluchzt auch sie. Aber da kommen schon die andern, die „Geretteten“ dicht hinter den weinenden Frauen geschritten. Sie tragen denselben alten Arbeitsanzug, den sie während des Schiffbruchs am Leibe hatten, und den die wilde böse Ahes schon an einem Zipfel gefaßt hielt. Die gesamte Mannschaft eines untergegangnen Schiffes kommt da gezogen. Der kleine Schiffsjunge schreitet voraus, um den Hals trägt er ein Brett gebunden, auf dem Zeichen und Nummer des verunglückten Schiffes steht, das einzige Trümmerstück, das die Wellen ans Ufer gespült haben. Er tritt Mutter Monik beinahe auf die Fersen, der glückliche kleine Bursche, der Anführer der „Geretteten“. Diese singen mit einer fast wilden Inbrunst, vom vielen Trinken erregt. Ihre Stimmen überrönen das Weinen der Frauen, aber ihre Gesichter bewahren einen seltsamen Ernst. Denn sie wissen es wohl: Sanct Anna, die Schützerin der Seeleute, tut für sie, was sie kann, doch während sie ihr zum Preise singen, lacht die andre da draußen — sie hören sie deutlich —, und wer ihrem Griff zweimal entrisen wurde, wehe ihm, wenn sie ihn zum drittenmal zu fassen bekommt! Weder Trost noch Hohn will es besagen, wenn sie so dicht hinter den schmerzgebeugten Müttern und Witwen herschreiten, diese glücklich Geretteten.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 22. November 1908

(Das Ergebnis der Aussprache zwischen Kaiser und Kanzler. Die erste Lesung der Reichsfinanzreform. Zeche Nabbod.)

Im Anschluß an die Reichstagsdebatten über die Veröffentlichung des Daily Telegraph hat Fürst Bülow dem Kaiser bei der ersten Gelegenheit, die sich dafür ergab, nämlich unmittelbar nach der Rückkehr des Kaisers nach Potsdam, Vortrag gehalten. Selbstverständlich entzieht sich der Verlauf dieser Aussprache zwischen Kaiser und Kanzler ganz und gar der Öffentlichkeit, und es ist ein vollkommen müßiges, überflüssiges Beginnen, auch nur Vermutungen darüber anzustellen. Das allein in Betracht kommende Ergebnis aber war, daß der Reichskanzler ermächtigt und beauftragt wurde, den Inhalt einer kaiserlichen Erklärung zu dem Fall öffentlich bekannt zu geben. Damit hat sich der Kaiser zu einem Akt hochherzigen Entgegenkommens gegen die Wünsche des Volks entschlossen, und dieser Entschluß tilgt einen guten Teil des Schadens, den die Monarchie durch den beklagenswerten Zwischenfall erlitten hat. Es kommt nicht in Betracht, daß vereinzelte Preßstimmen auch nach dieser kaiserlichen Erklärung noch versuchen, sich zum Dolmetsch der Stimmungen

leidenschaftlich erregter, im Grunde schon republikanisch gesinnter oder in ihrer monarchischen Gesinnung tief erschütterter Kreise zu machen. Man kann ruhig und ohne Bedenken sagen, daß die Mehrheit des deutschen Volks ein volles Verständnis für die Bedeutung der kaiserlichen Erklärung hat und sich weit von dem Gedanken abwendet, der einigen Fanatikern und Aufgeregten vorzuschweben scheint, als könne der Weg zur Beseitigung der unliebsamen Folgen der bekannten Geschehnisse über eine persönliche Demütigung des Kaisers gehn. Wir würden im Gegenteil eine solche Wendung auf das entschiedenste beklagen und verurteilen, da sie das monarchische Gefühl verletzen und unser ganzes Volk dem Auslande gegenüber herabsetzen müßte. Der Kaiser hat, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, doch deutlich zu erkennen gegeben, daß er weiß und eingesehen hat, wodurch Schaden angerichtet worden ist, und daß er die Wünsche des deutschen Volks als berechtigt anerkannt hat. Und in Wahrheit kann ja auch der Wert einer solchen Erklärung nur darin liegen, daß die Richtschnur, die der Kaiser für sein künftiges Verhalten wählt, durch frei gewonnene Einsicht, nicht durch Nachgiebigkeit gegen einen Sturm der öffentlichen Meinung bestimmt wird. So ist es zu verstehen, wenn der Kaiser betont, daß er sich durch die von ihm als ungerecht empfundenen Übertreibungen der öffentlichen Kritik nicht beirren lasse. Und an Ungerechtigkeiten und Übertreibungen hat es wahrlich nicht gefehlt. Der Schwerpunkt der kaiserlichen Erklärung aber liegt in der Versicherung, daß die Stetigkeit der Politik unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten gesichert werden solle. Der Kaiser hat die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstage ausdrücklich gebilligt und den Fürsten Bülow seines fortbauenden Vertrauens versichert. Das ist unter den obwaltenden Verhältnissen viel, sehr viel. Und nun kommt es nicht darauf an, im einzelnen zu erörtern, ob dies oder jenes von diesem oder jenem hätte anders gesagt oder gemacht werden können, sondern auf die Schaffung der Möglichkeit, daß auf der durch die Erklärung gegebenen Grundlage weiter gearbeitet werden kann. Dazu gehört in erster Linie, daß das Beispiel der Selbstüberwindung, das der Kaiser durch die Kundgebung des Ergebnisses seiner Besprechung mit dem Fürsten Bülow gegeben hat, auch vom deutschen Volke in würdiger Weise befolgt wird. Was der Kaiser trotz der Empfindung, in seinen Absichten und auch in seinen wirklichen Leistungen vielfach verkannt zu sein, seiner widerstrebenden persönlichen Eigenart abgerungen hat, wiegt schwer genug, um dem deutschen Volke die ernsteste Verpflichtung aufzulegen, nun auch seinerseits in würdiger Beobachtung der verfassungsmäßigen Grundlagen dem Kaiser treu und bereitwillig zu helfen, seinen Vorsatz auszuführen. Wenn unser Volk in eine ernste Selbstprüfung eintritt, wird es sich selbst genug anzuklagen haben. Wäre das, was man „persönliches Regiment“ genannt hat, möglich gewesen, wenn unsre gebildeten Kreise statt des üblichen Mörgelns am Bierisch von ihrer Intelligenz den Gebrauch gemacht hätten, den man von einem freien Kulturvolk unsrer Zeit erwarten und verlangen kann, wenn sie das Bewußtsein wirklicher Mitverantwortung für das Gemeinwohl stärker betätigt hätten, anstatt die Politik wie ein unbequemes, unerquickliches Geschäft zu betrachten, das ein feiner empfindender Mensch sich am besten vom Leibe hält, soweit er nicht durch Berufs- oder persönliche Interessen geradezu dazu gedrängt wird? Woraus soll nach vielen bisherigen Erfahrungen ein Herrscher, der in sich einen so starken Drang nach Betätigung spürt, das Vertrauen schöpfen, daß größere persönliche Zurückhaltung von seiner Seite auf dem Gebiete, wo er sich persönlich verantwortlich fühlt, genügende Kräfte in Tätigkeit setzen würde, um seinen berufenen Ratgebern den nötigen Rückhalt zu geben? Wir dürfen niemals vergessen, daß wir uns in der ersten Periode der Reichsentwicklung in einem Ausnahmezustande befunden

haben, daß wir uns in die falsche Vorstellung haben wiegen lassen, ein deutscher Reichskanzler sei dazu da, uns das politische Denken und Arbeiten abzunehmen und sich höchstens mit dem Reichstag pro forma darüber auseinanderzusetzen. Dabei verlangt die Mehrheit des deutschen Volkes, daß alles auch äußerlich so bliebe, wie es unter der Kanzlerschaft Bismarcks gewesen war, d. h. daß alle auswärtigen Mächte dauernd in der Erstarrung und Furcht erhalten blieben, die doch eben nur unter dem ganz frischen Eindruck der unerwarteten Erfolge einer ungewöhnlich genialen staatsmännischen Persönlichkeit möglich war, und die mit Naturnotwendigkeit nachlassen mußte, sobald die Zeit vorwärts schritt. Diese natürliche Reaktion gegen die außergewöhnliche Machtstellung des jungen Deutschen Reiches war schon in den letzten Jahren der Amtsführung Bismarcks zu verspüren; sie wurde stärker, als Bismarck entlassen wurde. Auch wenn man die Fehler, die außerdem gemacht worden sind, keineswegs beschönigt oder ableugnet, bleibt noch genug übrig, daß man erkennen kann, wie stark für einen temperamentvollen und seiner Verantwortung bewußten Herrscher die Versuchung sein mußte, den Lauf der Dinge durch persönliches Eingreifen meistern zu wollen. Es ergeben sich für den Kaiser unzählige Entschuldigungsgründe, wenn er in dem Bestreben, das Reich auf der Höhe der Macht und des Ansehens zu erhalten, in den Mitteln fehlgegriffen hat. Jetzt ist in Berlin das hundertjährige Bestehen der preussischen Städteordnung gefeiert worden. Die Beteiligung des Kaisers an der Feier im Rathause, die Form der Ansprache, womit er die Begrüßung des Oberbürgermeisters erwiderte, alles deutete darauf hin, daß der Kaiser dieser Feier eine besondere Bedeutung geben wollte, die im Hinblick auf die jüngsten Ereignisse leicht zu verstehen ist. Die Städteordnung ist ein Denkmal bürgerlicher Freiheit, ein Beweis des Vertrauens, das ein preussischer König seinem Volke entgegengebracht hat; in der Wertschätzung dieser beiden Momente hat der Kaiser ein Bekenntnis dafür abgelegt, daß er sich mit seinem Volke innerlich eins weiß. Wir müssen an der Hoffnung festhalten, daß die Folgezeit die Wunden, die dem monarchischen Prinzip kürzlich geschlagen worden sind, heilen wird.

Im Reichstage haben nun die Debatten über die Reichsfinanzreform begonnen. Fürst Bülow leitete sie mit einer Rede ein, in der er vor allem bestrebt war, den großen geschichtlichen Zusammenhang der jetzt zu lösenden Aufgabe mit der gesamten bisherigen Entwicklung des Reiches hervortreten zu lassen. Es ist erfreulich, festzustellen, daß gerade dieser Zusammenhang und die sich daraus ergebende Notwendigkeit, ein umfassendes Werk von dauerndem Werte zustande zu bringen, fast von allen Parteirichtungen im Reichstage erkannt worden ist. Bei solchem entschiednen Willen, die Aufgabe zu lösen, wird man den weiteren Verhandlungen mit einem gewissen Vertrauen entgegensehen dürfen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Hauptschwierigkeiten etwa überwunden seien. Es gibt solcher Schwierigkeiten noch mehr als genug; es ist jedoch immerhin ein Unterschied, ob schon von Anfang an eine starke Bereitwilligkeit, das Werk zu Ende zu führen, vorhanden ist, oder ob auch diese gegen eine mehr oder weniger starke Opposition erst erkämpft werden muß. Daraus ergibt sich freilich weiter, daß die erste Lesung der Vorlage für die Gestalt des letzten Ergebnisses vorläufig wenig Anhaltspunkte bietet. Deshalb ist es einstweilen ziemlich überflüssig, in eingehende oder gar polemische Untersuchungen über die Stellung der Parteien zu den einzelnen Vorschlägen einzutreten. Was bis jetzt darüber zu sagen ist, ist schon früher zur Sprache gekommen; wie sich die Kommission dazu stellen wird, ist noch gar nicht zu übersehen. Da kann sich an den zustimmenden und ablehnenden Erklärungen der Parteitredner in der ersten Beratung noch viel ändern.

Das entsetzliche Grubenunglück auf der Zeche Rabbod ist inzwischen auch im preussischen Abgeordnetenhaus zur Sprache gekommen. Es handelte sich vor allem darum, ob noch weitere Maßregeln getroffen werden müßten, um den Schutz der Bergarbeiter gegen die Gefahren ihres Berufs zu verstärken. Schärfere Kontrollmaßregeln wurden vorgeschlagen, wobei insbesondrer die Einführung von Arbeiterkontrollleuren erörtert wurde. Wiederum hat sich die Sozialdemokratie die Gelegenheit nicht entgehn lassen, die Grubentatastrophe als die Folge der rücksichtslosen Ausbeutung der Arbeiter durch die Unternehmer und der aus Gewinnjucht geschenehen Unterlassung notwendiger Vorsichtsmaßregeln hinzustellen. Derartige Beschuldigungen tragen nicht zur wirklichen Klärung der Lage bei, auch treffen sie selten in der Verallgemeinerung zu. Wenn bei den Unternehmern wirklich hier und da zu wenig Vorsicht und Rücksichtnahme in bezug auf die Sicherheit der Arbeiter in dem gefahrvollen Grubenbetriebe geübt werden sollte, so darf ebenso wenig verschwiegen werden, daß die Arbeiter selbst durch sträflichen Leichtsin und Bequemlichkeit oft genug die vorgeschriebnen Sicherungen außer acht lassen und ihr eignes Leben wie das ihrer Kameraden gefährden. Es ist gerade aus diesem Grunde nicht recht verständlich, warum für die Einführung von Arbeiterkontrollleuren so wenig Stimmung vorhanden ist, auch bei der Regierung. Denn die Einrichtung einer Kontrolle, die das Vertrauen der Arbeiter selbst hat, liegt nicht minder im Interesse der Unternehmer wie der Arbeiter. Sie wird die Hege nicht völlig verhindern, aber sie entzieht ihr einen Schein des Rechts, und das ist in so schwer zu übersehenden Verhältnissen, die viele soziale und wirtschaftliche Konfliktstoffe bergen, gewiß nicht ohne Bedeutung. Die unter dieses Kapitel des Arbeiterschutzes fallenden Fragen bedürfen noch mancher Klärung, und sie werden darum wohl noch oft genug die zuständigen Stellen beschäftigen.

Koloniale Rundschau

Berlin, 24. November 1908

Die jüngsten Erschütterungen auf dem Gebiete der hohen Politik mußten die kolonialen Fragen in den letzten Wochen etwas in den Hintergrund treten lassen. Damit soll beileibe nicht gesagt sein, daß die Kolonien solche Vorgänge nichts angehn. Im Gegenteil. Unsern überseeischen Landsleuten pflegen Minderungen des Ansehens des Reiches zu allererst fühlbar zu werden. Dazu kommt in diesem Fall, daß jene unliebamen Enthüllungen, die soviel Staub aufgewirbelt haben, beinahe unmittelbar ein Kolonialgebiet berühren: Südafrika. Sie drohen das gute Einvernehmen wieder zu zerstören, das sich zwischen Deutsch-Südwest und Britisch-Südafrika herauszubilden schien, seit das Burentum wieder erstarkt ist und das Übergewicht gewonnen hat. Denn zu allem Unglück tagt gegenwärtig, wie schon in der letzten Rundschau erwähnt worden ist, der südafrikanische Nationalkonvent, und das englische Element unter den Konventsmitgliedern wird nicht verfehlen, die Sache gegen die Deutschen auszuschlachten. Wie leider anzunehmen ist, mit einiger Aussicht auf Erfolg, denn der Bur ist von Natur mißtrauisch. Jedenfalls werden die besonnenern Persönlichkeiten, wie Botha, keinen leichten Stand haben.

Über den Gang der Verhandlungen auf dem Konvent bringt sehr wenig an die Öffentlichkeit. Bis jetzt ist nur bekannt geworden, daß man sich auf eine Art Militärkonvention geeinigt zu haben scheint. Über Eingebornenpolitik und Handelspolitik ist man noch nicht im reinen. Es ist für das Burentum begreiflicherweise schwer, sich mit dem Wahlrecht, das England den Schwarzen unvernünftigerweise früher zugestanden hat, abzufinden. Und die Handelspolitik muß

mit den recht verschiedenartigen wirtschaftlichen Grundlagen der einzelnen Kolonien rechnen und ist nicht so leicht unter einen Hut zu bringen. Unsern Standpunkt gegenüber den südafrikanischen Einigungsbestrebungen haben wir schon wiederholt, so das letztemal präzisiert, aber angesichts der störenden Vorkommnisse der letzten Wochen sei nochmals darauf hingewiesen, daß uns vom wirtschaftlichen Standpunkt eine möglichst vollkommene Einigung nur recht sein kann. Mit einem geeinigten Südafrika, unter einer einheitlichen Wirtschaftspolitik lassen sich leichter Geschäfte machen als seither mit den einzelnen Kolonien. Dagegen werden wir dieser Einigung vom politischen Standpunkt aus erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden müssen. In unsrer Kolonie, namentlich im Süden an der englischen Grenze, ist eine verhältnismäßig große Zahl von Buren ansässig, die natürlich auf einen spätern Anschluß unsrer Kolonie an den südafrikanischen Staatenbund hinarbeiten würden. Glücklicherweise ist ja neuerdings dafür gesorgt, daß in der Kolonie die Bäume des Burentums nicht in den Himmel wachsen. In jenen Grenzgebieten wenigstens wird Land nur noch an Reichsdeutsche abgegeben. Von politischen Rücksichten abgesehen, ist dies schon aus wirtschaftlichen Gründen notwendig. Der Bur ist nicht der richtige Kolonist für unsre Kolonie, er ist im allgemeinen zu rückständig und nützt sein Land nicht rationell aus, was bei der Armut des Bodens in Südwest doppelt notwendig ist. Dementsprechend ist der alteingesessene Bur überall von dem neuen deutschen Farmer überflügelt worden, obwohl er mit seiner größern Anpruchslosigkeit und seinem sprichwörtlichen Kinderreichtum gegenüber dem Deutschen im Vorteil ist. Zudem hat der Bur ein starkes politisches Selbstbewußtsein und ist deshalb ein wenig bequemer Gast. Jenseits der Grenze wird man es uns darum nicht übelnehmen können, daß wir Herren im eignen Hause bleiben wollen. Im Interesse eines freundschaftlichen Verkehrs und einer ungestörten Entwicklung des deutschen und des buriisch-englischen Landes wird es nur gut sein, wenn wir auf eine vorwiegend deutsche Bevölkerung in unsrer Kolonie Wert legen. Damit räumen wir jeden Grund zu Mißtrauen von vornherein aus dem Wege. Im übrigen wird es von der Regierungskunst unsrer Kolonialverwaltung abhängen, ob sich der Nachwuchs in unsrer Kolonie auch mit Begeisterung zur deutschen Flagge bekennt, oder ob sich unsre Ansiedler eines Tages mehr als Südafrikaner fühlen und zu der Ansicht gelangen, daß sie im Schoße der Vereinigten Staaten von Südafrika besser aufgehoben wären.

In Ostafrika ist im Augenblick die Reise des Unterstaatssekretärs von Lindequist Tagesgespräch. Bekanntlich gilt diese Reise dem Studium der Ansiedlungsmöglichkeit von Europäern in den Hochländern Ostafrikas. Die Aufgabe des Unterstaatssekretärs ist nicht leicht, denn es gilt dabei, vorwiegend entlegene, ja völlig unerschlossene Gebiete zu durchreisen. Herr von Lindequist scheint mit Energie an sein Vorhaben heranzugehn. Er hat soeben die englischen Ansiedlungen an der Ugandabahn besucht und hat sich dort plötzlich entschlossen, sein Programm sogar noch zu erweitern. Er will das ganze weite Steppengebiet zwischen dem Viktoriassee und dem Kilimandjaro kennen lernen. Diesem anstrengenden Landmarsch durch teilweise wasserlose Gebiete würde er sich wohl kaum unterziehen, wenn er sich nicht offenbar von jenen Gebieten viel für die erfolgreiche Lösung seiner Aufgabe versprechen würde. Und in der Tat, warum sollte es gerade in unsern Kolonien nicht möglich sein, tüchtigen deutschen Auswanderern eine neue Heimat zu schaffen? Ostafrika ist doch auch nicht schlimmer als manches fremde Land, das durch deutsche Bauern aus einem Urland in ein Kulturland umgewandelt worden ist. Blühende Siedlungen in Brasilien, Chile, Südafrika, Kaukasien usw. zeugen von der Energie und Widerstandskraft des Deutschen. Es wäre lächerlich, wenn gerade wir uns

diese nicht nutzbar zu machen vermöchten. Natürlich muß eine verständnisvolle Auslese unter den Auswandern gehalten werden. Aber Ausländer brauchen wir wirklich nicht mehr zu holen, als wir seither zu unserm Schaden getan haben. Wenn reichsdeutsche Ansiedler nur annähernd so ausgiebig unterstützt und angeleitet werden, so haben wir hundert gegen eins zu wetten, in zwanzig Jahren blühende Bauernsiedlungen in Ostafrika. Doch davon ein andermal mehr.

Während man sich so den Kopf zerbricht, ob Deutsche in der Kolonie angesiedelt werden dürfen oder nicht, läßt man fortgesetzt Fremde ins Land, namentlich Indier, deren wenig nützliche Wirksamkeit wir schon wiederholt gekennzeichnet haben. Glücklicherweise graben sich die Herrschaften neuerdings mehr und mehr selbst den Boden ab. Noch bei jedem Aufstande waren sie, wie sich hinterher herausstellte, die treibenden Kräfte, um durch Pulver- und Waffenschmuggel im trüben fischen zu können.

Noch andre Friedensstörer machen sich neuerdings unangenehm bemerkbar: fremde Arbeiteranwerber aus dem englischen und dem französischen Gebiet. Viele Hunderte von Eingebornen aus unsrer Kolonie, namentlich auch wertvolle Wagnanwezi, sind nach Südafrika und Djibouti verschleppt worden. Natürlich sind die armen Leute gegen Ausbeutung und Übervorteilung in keiner Weise geschützt. Kommen sie dann wieder nach Hause — das heißt, wenn sie ihre Heimat überhaupt je wiedersehen —, so erzeugen solche Vorkommnisse Mißstimmung gegen die Weißen im allgemeinen, und die Quittung erhalten wir in Gestalt von Abneigung gegen Arbeiteranwerbung, wenn nicht gar von Unruhen. Es ist selbstverständlich, daß das Gouvernement gegen diesen Anflug die schärfsten Maßregeln ergreifen muß. Abgesehen davon, daß wir unsre Eingebornen selbst brauchen, ist nicht einzusehen, daß Fremden ohne weiteres gestattet sein soll, was unsrem eignen Landeuten verboten oder doch nur mit allerlei Einschränkungen möglich ist. Nebenbei bemerkt, wäre es Zeit, daß endlich etwas in Sachen der angekündigten Arbeiterverordnung geschähe. Die Sache ruht nun schon seit Jahresfrist im Schoße des Gouvernements, und die Pflanger warten mit begreiflicher Ungeduld auf die endliche Regelung dieser Lebensfrage der Plantagenwirtschaft.

Über das „Musterlände“ Togo ist auch diesmal nicht viel zu sagen. Die Erschließung des Landes und die Heranziehung der Eingebornen schreiten erfreulich vorwärts. Die Arbeiten an der neubewilligten Eisenbahn Tome-Atakpame werden von der Baufirma Venz & Co. energisch gefördert, sodaß diese besonders wichtige Bahn möglichst rasch in Betrieb genommen werden kann.

Auch in Kamerun wird kräftig an den Eisenbahnen gebaut. Nur gehts etwas langsam vorwärts. Die Überwindung des sumpfigen Urwaldgürtels ist überaus schwierig. In neuerer Zeit wird mit der Ausnutzung des wertvollen Waldbestands begonnen. Vor kurzem ist ein alter Kameruner, Hauptmann von Besser, von einer Studienreise zurückgekehrt, die er im Auftrage des „Kameruner Holzsyndikats“ unternommen hatte. Die Ergebnisse, die er mitgebracht hat, sind sehr vielversprechend. Es gibt in Kamerun eine Menge wertvoller Hölzer, und zwar nicht nur im Innern, wie zum Beispiel in Ostafrika, sondern schon an der Küste, sodaß verhältnismäßig geringe Transportkosten entstehen werden. Das genannte Syndikat will einen Teil dieser Bestände sofort ausnützen und hat sich zu diesem Zwecke von der Regierung die Konzession für ein bestimmtes Gebiet erteilen lassen. Die Gründung einer „Kameruner Holzgesellschaft“ auf Grund dieser Konzession ist im Gang, und die Kolonialverwaltung hat sich, da sie offenbar die Sache für sehr aussichtsreich hält, einen Anteil am Gewinn vorbehalten. Außerdem hat sie zwei namhafte Forstleute nach Kamerun entsandt, um in weitem Gebieten die

Aussichten der Waldnutzung näher zu untersuchen. Item: Kamerun entpuppt sich immer mehr als eine recht wertvolle Kolonie.

In der Südsee gibts nicht viel neues von Belang. In Neu-Guinea, im Bismarckarchipel usw. ist man nicht mit Unrecht über den neuen Zolltarif verstimmt, der ein übler Hemmschuh für die wirtschaftliche Entwicklung zu werden droht. Wir können an dieser Stelle nicht näher darauf eingehn. Es dürfte auch genügen, daß wir es als Beispiel erwähnen, daß das Hauptausfuhrprodukt der Südseekolonien, Kopro, mit einem Ausfuhrzoll von zehn Mark für die Tonne belastet worden ist. Bedenkt man, wie sehr die Südseekopro durch die riesige Entfernung von Europa der afrikanischen und indischen Kopro gegenüber im Nachteil ist, so ist es nicht schwer, sich die Wirkung dieses Zollkuriosums auszumalen. Rund herausgesagt, das wirtschaftliche Leben ruht insolge dessen augenblicklich in den Südseekolonien nahezu, denn die Eingebornen streiken, weil auch sie stark betroffen sind durch Verteuerung ihrer Hauptverbrauchsartikel, und weil die Handelshäuser den Koprozoll zum Teil auf diese abwälzen müssen in der Form, daß sie den Einkaufspreis drücken. Die Kolonialverwaltung wird nicht umhin können, sich diesen Zolltarif nachträglich noch einmal näher anzusehen und die beteiligten Kreise darüber zu hören.

Kiautschou, das nun elf Jahre deutsch ist, hat sich prächtig entwickelt und kann sich neben den andern Häfen Ostasiens sehen lassen, wozu die Schantungbahn und die Schantungminen nicht wenig beigetragen haben. Aber leider gähts wieder in China, und die Deutschfeindlichkeit oder, besser gesagt, Europäerfeindlichkeit nimmt neuerdings zu. Es ist von den Chinesen in neuerer Zeit in Tsingtau und Tsinanfu, dem Endpunkt der Schantungbahn, wiederholt versucht worden, die deutschen Waren zu boykottieren. Die Tendenz geht dahin, uns zum Verzicht auf die Schantungbahn und die Schantungminen zu zwingen. Zwar das offizielle China steht dieser Bewegung noch fern. Die Regierung sagt sich wohl ganz richtig, daß China in seinen Reformen noch nicht so weit fortgeschritten ist, als daß es sich von Europa emanzipieren könnte.

Was wird aber in der fernern Zukunft? Schon jetzt strebt die chinesische Regierung an, wenigstens ihre Bahnen in eigener Regie zu bauen, und gegenwärtig sollen Erhebungen darüber angestellt werden, welche Summe nötig wäre, die Schantungbahn anzukaufen. Unser Kiautschovertrag mit China läuft ja noch achtundachtzig Jahre, ob er aber ablaufen wird? Ich möchte es sehr bezweifeln. Und da wir damit rechnen müssen, daß wir eines Tages Kiautschou nicht mehr haben, so gilt es, sich beizeiten nach einem andern Handels- und Marinestützpunkt umzusehen. Und da wir ferner damit rechnen müssen, daß uns der Handel mit China allmählich, wenigstens zum Teil, von Japan und Amerika abgenommen werden dürfte, so gilt es, sich beizeiten andre Absatzgebiete zu sichern. Einerseits in unsern eignen Kolonien, andererseits in jetzt noch unerschlossenen Gebieten, und da das nächstliegende immer das beste ist, so will ich nur Kleinasien und Aethiopien nennen (Marokko lassen wir uns ja vollends abknöpfen). Doch da der „Reichs Spiegel“ zur „Kolonialen Rundschau“ sagen wird, „Aethiopien und Kleinasien gehen dich nichts an“, so will ich noch den Kongostaat nennen, der unstreitig ins Bereich des Kolonialen gehört.

Der Kongostaat ist gegründet worden als freies Handelsgebiet für alle Nationen. Die Verwaltung hat seinerzeit König Leopold von Belgien übernommen. Von der Handelsfreiheit wurde bisher nicht viel Gebrauch gemacht, weil das Land eben unerschlossen war. So ist das Gebiet ganz sachte den Belgiern, die es verwalteten, in die Tasche gewachsen, und nun soll es plötzlich belgische Kolonie werden. An sich wäre dagegen nicht viel zu sagen, wenn nur die Handelsfreiheit gewahrt

bleibt. Denn jetzt im Zeitalter der Kolonialbahnen kann sie praktisch nutzbar gemacht werden. Aber damit siehts faul aus, wie Konsul Bohnen in einem vor dem Kolonialwirtschaftlichen Sachausschuß der Berliner Handelskammer erstatteten Referat*) neulich nachwies. Bohnen fordert die deutschen Handelskammern auf, wieder wie im Jahre 1884 energisch für die Erhaltung der Handelsfreiheit einzutreten und die Regierung zu entsprechenden Äußerungen und Maßnahmen aufzufordern. Wir können diesen Aufruf nur nachdrücklichst unterstützen, denn die Handelsfreiheit im Kongostaat ist notwendig für die Erschließung unsrer ostafrikanischen Kolonie. Die Einflußsphäre unsrer künftigen großen Inlandbahnen reicht weit hinein in das Kongobecken, und mit ihrer Rentabilität ist es schlecht bestellt, wenn ihnen die Möglichkeit genommen ist, einen Teil des Handels am Kongo in ihren Bereich zu ziehen. Daß Teile des Kongostaats tatsächlich in den Verkehrs-bereich, in das Wirtschaftsgebiet Deutsch-Ostafrikas gehören, beweist unter anderem die von W. Struck in der Zeitschrift „Kolonie und Heimat“ (Jahrgang II, Nr. 5) festgestellte Tatsache, daß die Verkehrssprache Ostafrikas, das Njuahele, tief hinein in das Kongogebiet gesprochen wird. Aber auch abgesehen von diesen Beziehungen zwischen Ostafrika und Kongostaat ist uns das Kongogebiet als künftiges Absatzgebiet unentbehrlich. Ostasien und die Südsee liegen uns sehr fern, Afrika ist leichter zu erreichen, und darum ist es auch wertvoller und wichtiger für uns. Videant consules!

Rudolf Wagner

Zur Geschichte der konservativen Partei. Es ist auffallend, wie wenig Darstellungen der Geschichte unsrer politischen Parteien wir bisher haben. Man gewinnt den Eindruck, als ob der tägliche Kampf das Interesse der Parteien noch ganz aufzehre. Erst neuerdings beginnt die historische Betrachtung ihr Recht geltend zu machen. Wir möchten hier die Aufmerksamkeit auf eine Schrift lenken, die sich mit der Geschichte der deutschkonservativen Partei beschäftigt: Dr. F. Wegener hat im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin eine Arbeit über Die deutschkonservative Partei und ihre Aufgaben für die Gegenwart veröffentlicht, die mehr, als es im Titel angedeutet ist, die historische Entwicklung berücksichtigt. Von vornherein ist es als einer ihrer Vorzüge zu rühmen, daß sie den Zusammenhang der Entstehung der Partei mit den großen geistigen Bewegungen der Zeit aufzudecken sucht. Für diese Fragen kamen Wegener die Forschungen von R. Steig und F. Meinecke zustatten. Jener hat uns mit einer Fülle des interessantesten Materials zur Geschichte der Romantik bekannt gemacht, dieser in seinem Buche „Weltbürgertum und Nationalstaat“ den Gedanken der Romantiker ebenso scharfsinnige wie geistvolle Untersuchungen gewidmet. Es ist sehr erfreulich, daß Wegener die Resultate dieser Studien für die Geschichte der politischen Parteien verwertet. Man beobachtet dabei, wie der Ursprung der Parteien, die eine einseitige Betrachtung als einfache Interessengruppen auffaßt, wesentlich idealistischer Natur ist; eine Tatsache, die sich auch weiterhin im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts wahrnehmen läßt. Der Stifter der Agrarier zum Beispiel, M. A. Riendorf, geht von der poetischen Heimatkunst aus; seine Dichtungen feiern und verteidigen die märkische Heimat. Von dieser Stimmung aus ist er dann zu seinem agrarischen Programm gekommen. Nicht anders verhält es sich mit dem Begründer der antisemitischen Partei in Deutschland, F. Böckel. Von Haus aus war er neuerer Philologe und beschäftigte sich mit Studien über das hessische Volkslied. Die Liebe zum hessischen Bauerntum, dessen Poesie er studierte, führte ihn auf den politischen Kampfplatz.

*) Dieses Referat ist im Buchhandel bei Dietrich Reimer in Berlin erschienen.

Nachdem er die politische Tätigkeit aufgegeben hatte, hat er sich seinen alten Studien wieder zugewandt und neuerdings ein von der Kritik schon mit lebhaftem Beifall aufgenommenes Werk „Psychologie der Volksdichtung“ veröffentlicht.

Den Zusammenhang der konservativen Partei mit der romantischen Bewegung kann niemand verkennen; einen prägnanten Ausdruck findet er darin, daß der Dichter Heinrich von Kleist zugleich einer der ersten konservativen Publizisten gewesen ist. Die Darstellung der weiteren Geschichte der Partei wird dadurch schwierig, daß Bewegungen verschiedener Art in sie einmünden. Stahl (vgl. Wegener S. 53) unterscheidet drei Gruppen der Konservativen: Anhänger der absoluten Monarchie, Anhänger der altständischen Monarchie und Anhänger der ständisch-konstitutionellen Monarchie. Diese Gruppen haben sich erst im Laufe der Zeit zu einer Einheit zusammengeschlossen, die dann noch neue Elemente aufgenommen hat. Wie sehr etwa zur Zeit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Vierten noch verschiedene konservative Bestrebungen nebeneinander hergingen und sich teilweise bekämpften, ersieht man unter anderm aus den kürzlich veröffentlichten Rochowschen Memoiren mit ihrer Schilderung des Gegensatzes zwischen Minister Rochow und dem Kreise der Brüder Gerlach. Unter den Dingen, die die konservative Partei später stark einflußt haben, ist selbstverständlich in vorderster Reihe die Politik Bismarcks zu nennen, der seinerseits wiederum aus ihr hervorgegangen ist. Mit Recht wird diese seine Herkunft von Wegener stark betont. Manche Autoren wollen uns freilich glauben machen, es sei nur Zufall, daß Bismarck zunächst als Konservativer aufgetreten sei, und er habe seine Taten im Gegensatz zu den konservativen Mächten vollbracht (am schärfsten hat sich so der Nationalökonom Diezel in seinem Artikel über Bismarck im Handwörterbuch der Staatswissenschaften geäußert). Gewiß läßt sich Bismarck nicht bloß aus der konservativen Partei herleiten; je bedeutender eine Persönlichkeit ist, um so weniger läßt sie sich in ein Parteischema hineinzwingen; bei namhaften Liberalen (man denke zum Beispiel an Miquel und Mevissen) machen wir dieselbe Beobachtung. Allein bei alledem bleibt es bestehen, daß Bismarck starke Wurzeln seiner Kraft im konservativen Boden hatte. Es genügt schon, daran zu erinnern, daß in jener Zeit nur in konservativen Kreisen das rechte Verständnis für die Bedeutung eines schlagfertigen Heeres vorhanden war. Wenn man sich darauf beruft, daß das Ideal der Einigung Deutschlands bei den ältern Konservativen nicht vorhanden gewesen sei, so ist doch auch dieses Argument nicht unbedingt richtig; denn einzelne einflußreiche Konservative, zum Beispiel der Oberpräsident von Pommern, von Senft-Pilsach (vgl. über ihn den Artikel von S. von Petersdorff in der Allgemeinen deutschen Biographie), haben jenes Ideal tatsächlich vertreten.

Die jüngste Entwicklung der konservativen Partei behandelt Wegener nicht historisch; er legt hier vielmehr programmatisch die Grundsätze dar, die nach seiner Auffassung eine konservative Politik angesichts der Aufgaben der Gegenwart zu befolgen hat. Als Motto stellt er diesen Betrachtungen einen Satz aus dem Programm der Kreuzzeitung vom Juli 1848 voran, der auch seinen eignen Standpunkt kennzeichnet: „Nur dem gehört die Zukunft, der auf die bewegenden Gedanken der Gegenwart positiv einzugehn vermag.“ Wir führen ferner die trefflichen Worte an, mit denen er der Behauptung entgegentritt, die Sozialpolitik sei zu verurteilen, weil sich die Sozialdemokraten nicht dankbar für sie zeigten. „Der Eifer in der Erfüllung der Aufgabe kann nicht abhängig sein von der Erwartung einer besondern Dankbarkeit bei denjenigen, denen sich die Fürsorge zuwendet. . . . Wer Wohlthaten erweist, um Dankbarkeit zu ernten, gesellt sich dem Pharisäer, der das Gesetz erfüllt, um sich zur Belohnung die Überzeugung einer besondern Vortrefflichkeit anzueignen.“ Wegener sieht andrerseits ein Maß für die Betätigung der sozialen Fürsorge in den Rücksichten auf die internationalen Produktionsverhältnisse.

Von Sidigeigets Ahnen und Enkeln. Vier Bilder werden in meiner Seele wach, wenn ich Katzen sehe oder von ihnen lese: Ein Kind und eine Greifin gehn im Sommerabenddunkel durch eine Allee nach Hause. Da gleitet seitwärts von dem Kinde mit leisem Schnurren etwas von einem hohen Strunk und fällt leise auf, und gleich streicht es weich um die Beine des Knaben, stürmisch, fast wie ein Marsch setzt das Schnurren ein, und ein Paar glühender Augen grüßen zu dem Spielfameraden auf. Das war ein dreibeintiger, schwarz und weiß gefleckter Kater, der die beiden jeden Abend freundlich und treu wie ein Hund abholte. — Ein Mann sitzt in einem Lehnstuhl, von Krankheit und von Sorgen gebeugt. Da raft es mit hörbarem Pfortengetrappel durch zwei Vorzimmer herein, und vor dem Kranken erscheint die Schwanz- und die Rückenhaare sträubend, die Ohren legend, fauchend, seitwärts auf ihn zutanzend, eine Kaze, ein Schek, braungrau die dunkeln Flecken, rußgrau von dem Dache, unter dem das arme Tier bei armen Menschen wohnt, auch die weißen. Der Kranke lacht über das drollige Tier, das ihn schrecken und necken will, und vergißt einen Augenblick Krankheit und Sorgen. Das Käzchen aber klettert an dem knisternden Stoff des abgenützten Lehnstuhls hinauf, setzt sich auf die Rückenlehne und leckt mit seiner rauhen Zunge unermüdet das kahle Haupt des Kranken. — Ein Tertianer steht, seine Bücher unterm Arm, im Wintermorgendunkel vor dem Herd, der die Wärme vom vorigen Tage ganz verloren hat, und greift in die Bratröhre. Die ist noch lau, und das franke Käzchen, das jeden Abend hinetgebetet wird, ist noch warm und grüßt mit leisem Schnurren die sorgende, streichelnde Knabenhand. — Ein lang aufgeschossenes, eben dem Institut entronnenes Mädchen sucht auf dem Getreideboden seines Elternhauses mit Augen, in denen Güte so warm leuchtet und Frohsinn so hell lacht wie die Sonne, die ins Dämmerlicht des Speichers fällt, die jungen Katzen zusammen, die es kalten, harten Augen verheimlicht hat. Dann sitzt sie, die blau- und grünäugige Brut im Schoß, von der Alten umschmeichelt, und träumt. Da hört sie sich geräusen und schrickt zusammen und ahnt nicht, daß sie wert wäre, daß all die jungen Käzchen, die sie seit ihrer Kindheit gehegt hat, für sie so dankbar und so treu sorgten wie Tieds Hinz für seinen Gottlieb und als gestiefelte Kater auszögen, das wärmste Herz und die weichste Hand für sie zu suchen.

Wo ich Katzen begegne, im Leben oder in seinen Spiegelbildern, der Dichtung und der Kunst, freue ich mich der freundlichen, teilnehmenden Tiere. Wenn in Storms schmerzlicher Novelle „Ein Bekenntnis“ die Kaze nach dem Tode der Herrin sich an den einsamen Gatten schmiegt, so heißt das nicht: die Brotherrin ist tot, es lebe der Brotherr! — es ist keine Bitte um Nahrung, Wärme und Schutz. Ich weiß, wie Tiere mitleiden und trösten können, und nie werde ich die fragenden, eindringlich, kummervoll forschenden Augen meines Dackels vergessen, die mir nach dem Tode meiner Frau erst weh und dann wohl taten.

Das Büchlein von Dr. Franz Leppmann, das ich hier anzeigen und empfehlen will, grüßte mich in seinem grauen Mäntelchen und mit seinem anheimelnden Titel „Kater Mutz und seine Sippe“*) selbst wie ein traulich schnurrendes Käzchen aus einem der Katzenwinkel des Behagens, die die Auslagen der Buchhandlungen in dem Farben-, Formen- und Stimmenlärm der Großstadt für mich und wohl auch für manchen andern sind. Der Titel verspricht Anmut und Behagen, aber das Büchlein hält das Versprechen nur durch die Form der Darstellung, durch den Inhalt nicht ganz. Es ist eine Geschichte der Literaturkaze und der Katzenliteratur, darin spiegelt sich natürlich die Lebensgeschichte des Tieres, und die ist zu einem großen Teil eine Leidensgeschichte. Der außerordentlich belehne Verfasser führt uns vom

*) München, C. G. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Ostarr. Ver., 1908.

Jahre 1797 bis zum Jahre 1904, von der Romantik bis zu Scheffel, Gottfried Keller und Johannes Richard zur Megebe, von Hünze, dem gestiefelten Kater, zu Hübigegei, zu Spiegel dem Käzchen und zum Überkater Carlo. Bunt von Farben, Eigenschaften und Namen schreiten und streichen und huschen, von ihm gebannt, Kater und Katzen an uns vorüber. Unter der internationalen Gesellschaft mit den teils traulichen teils seltsamen Namen Hünze, Murr, Blanchette, Hübigegei, Carlo, Rot-Murlyka, Puß, Mitonne, Ebène, Hamilar, Bimbel, Mores, Graps, Schnores, Pluto, Spiegel sind Schutzgeister, Phylister, Philosophen, Weltkinder, Einsiedler, Blaustrümpfe und Erinnen. Als Rachegeist erscheint die Katze öfter wie als Schutzgeist, dem freundlichen, hilfreichen Hünze stehn die Dämonen Graps, Schnores, Pluto und der Werkater Mores gegenüber. Die Katze scheint das Häferbe des Wolfs angetreten zu haben. Nach dem Werwolf schuf sich die ängstliche Phantasie des Volkes die Werkatze. Die Menschheit ist ihren treuen Tiergefährten bis jetzt viel Dank schuldig geblieben. Man hat der Katze nicht nur den schuldigen Dank versagt, man hat sich auch an ihr vergangen, indem man sie zur Genossin der Hexe machte. In einem eignen Kapitel spricht der Verfasser von der Katze als dem Tier der Frau. In seiner Zeichnung fehlt ein Zug, weil er in der Literatur fehlt. Eine rohe, oberflächliche Beobachtung ihrer Natur hat die Katze zum Hexentier gestempelt, so roh dieser Stempel ist, so dauerhaft ist er. Er haftet dem Tiere noch heute an, wie auch das Weib in der Literatur noch oft als Hexe gebrandmarkt wird. Der Salomerummel hat etwas vom Hexenwahn an sich, das ist doppelt lächerlich in einer Zeit, wo das Weib sich aus einer Herd- und Haushüterin, die oft genug auf die Gesellschaft der Katze angewiesen war, zum treuen Kameraden des Mannes auf allen Arbeitsgebieten umbildet. Wenn man die Scharen weiblicher Ritter der Arbeit in den Großstädten sieht, begreift man nicht, daß neben dieser Wirklichkeit ein Wahnprodukt wie der Salomethypus soviel Anklang finden und sich solange halten kann. Solange aber das Weib nicht von dem Brandmal des Hexentums befreit ist, wird seine Leidensgenossin, die Katze, ihren Stempel als Hexentier tragen, obwohl sie nicht mehr Dämonisches an sich hat als der Hund. Auch im Auge des zahmsten Hundes glüht es grün auf, und die Hundeschnauze, die bei dem ruhigen Tiere mit ihrer meist plumpen, borstigen Weichheit den Eindruck der Güte verstärkt, verändert sich erschreckend, wenn das Tier gereizt wird. Wer aber eine Katze mit Jungen beobachtet hat, weiß, wie ausdrucksvoll, wie feuchtverklärt auch das Auge dieses unterschätzten Tieres sein kann.

Der Verfasser erzählt interessant von dem Katzenfreunde Hippolyte Taine, der seine drei Lieblinge Puß, Mitonne und Ebène in zwölf Sonetten feierte, und teilt uns anmutige Proben aus diesen Dichtungen mit. Aber die Literaturkater Hünze, Murr und Hübigegei, deren Schöpfer durch die Sympathie, die sich ihre Geschöpfe erwarben, Wohltäter eines viel gehegten, aber noch mehr verfolgten Haustieres geworden sind und einen unvergänglichen Beitrag zu dem Vermögen der Tierschutzvereine geleistet haben, gehören der ersten Hälfte des Jahrhunderts an, durch dessen Literatur uns der Verfasser führt. Seitdem hat sich kein Dichter mehr der Katze angenommen, und es scheint fast, als ob sie in der Literatur neuerdings als Hexentier gebrandmarkt werden solle. Ich habe mich darum gefreut, als am Anfang dieses Jahres in den Grenzböten ein dänischer Roman mit dem Titel „Der Marquis von Carabas“ erschien. Da erstand also der hilfreiche Dämon Tiecks in Menschengestalt wieder. Es wäre gut, wenn die Hilfsfreude und die Freundschaft zwischen dem Armen und dem Tier der Armut einmal dichterisch verherrlicht würde. Denn die Katze ist ein Moratorium der Armut, ein harmloses Moratorium, viel harmloser als die Hexensalbe, womit sich einst arme, ohne Liebe verblühte oder durch die Arbeit und die

Mutterchaft und die Not verbrauchte und verkümmerte Weiber in einen Kausch versetzten, aus dem sie so oft zur Folter und zum Feuertod erwachten. Die Stimmung, die von dem ruhigen, warmen Tiere und seinem tiefen, wohlthuenden Ruhelaut ausgeht, macht viel Armut erträglicher. Ich habe in meiner Jugend die Kaze als Karottikum der Armut selbst kennen gelernt. Von der Kaze strömt reiche Wärme in arme frierende Menschenglieder, lind wie der Atem der Tiere, der das Kind in der Krippe zu Bethlehem wärmte. Und ihr rouet paisible, das Taine so liebte, ersetzt an manchem kalten Herde den Gesang des Heimchens.

Durch das sorgfältig gezeichnete Bild der Kaze in der Literatur hat sich Dr. Seppmann ein Verdienst um die Wissenschaft erworben. Dadurch, daß man aus diesem Bilde erkennen kann, was die Menschheit einem ihrer treuesten Haustiere noch schuldet, erhält das kleine Buch noch höhere Bedeutung: es fördert die Humanität.

Ludwig Kemmer

Rückkehr zur Natur? Unter diesem Titel ist kürzlich im Verlage von Johann Ambrosius Barth in Leipzig eine Betrachtung über das Verhältnis des Menschen zur Natur erschienen, deren Verfasser Dr. Konrad Guenther Privatdozent an der Universität Freiburg i. Br. ist. Was an dem größeren Werke des Verfassers: „Der Darwinismus und die Probleme des Lebens“ (Freiburg i. Br., Friedr. Ernst Fehsenfeld) besonders zu rühmen ist, daß es nämlich immer scharf zwischen Tatsachen und Hypothesen scheidet und das Urteil des Lesers schult, ohne ihm eine Theorie aufzudrängen, gilt auch von diesem Büchlein, das wir deshalb den Grenzbotenlesern, die unsern Standpunkt diesen Fragen gegenüber kennen, angelegentlich empfehlen. Es behandelt zunächst die Bedeutung des schon von Rousseau geprägten und später von Darwin in einem andern Sinne gedeuteten Schlagworts von der „Rückkehr zur Natur“ und erklärt die Lehre von der natürlichen Züchtung, die auf der unleugbaren Tatsache beruht, daß unter den Individuen einer Tierart in der Regel die am längsten leben und zur Fortpflanzung gelangen, die für den Kampf ums Dasein am besten ausgerüstet sind, während schwächliche, mit Fehlern behaftete Exemplare meist frühzeitig Krankheiten und Feinden zum Opfer fallen und dadurch verhindert werden, jene Mängel auf Nachkommen zu vererben.

Bekanntlich hat diese Erkenntnis in neuerer Zeit zu der Forderung geführt, daß sich auch der Mensch vernünftigerweise dem „Gesetz“ der natürlichen Züchtung unterwerfen müsse, daß mithin die künstliche Erhaltung schwächlicher Individuen vom Übel sei. Eine weitere Folgerung ist dann der Aufruf zur „naturgemäßen“ Lebensweise und zur „natürlichen“, d. h. medizinlosen Heilung des frankgewordenen Körpers, eine erklärliche Reaktion gegen viele widernatürliche Lebensweisen, Verunstaltungen des Körpers und die weitverbreitete Neigung, bei jedem noch so geringen Übel seine Zuflucht zur Medizin zu nehmen.

Wenn nun der Verfasser auch zugibt, daß die meisten der den Menschen heimsuchenden Krankheiten ihre Ursache in der Kultur haben, die eine harmonische Ausbildung aller Kräfte und Organe verhindert und ihrer auch nicht bedarf, da das einzelne Individuum im menschlichen Staatshaushalt gegen Feinde im großen und ganzen gesichert ist und auch bei körperlicher Schwäche oder bei der mangelhaften Entwicklung einzelner Organe weder zum Nahrungserwerb noch zur Begründung einer Familie untüchtig erscheint, so leugnet er doch die Notwendigkeit, das „Gesetz“ der Naturzüchtung auf den Menschen anzuwenden. Ja er weist nach, daß der Ausdruck „Gesetz“ auf die Naturzüchtung überhaupt nicht anwendbar sei, und tritt für die Bezeichnung „Prinzip“ ein, weil ein Naturgesetz in jedem Falle exakt zur Geltung kommt, während die Naturzüchtung nur den Durchschnitt der Fälle betrifft. Ist nun der Mensch dem Prinzip der Naturzüchtung nicht unterworfen, so muß er in

der Natur eine Sonderstellung einnehmen, und diese ist nach Guenther in der Höhe seines Verstandes begründet. Auch die Tiere, besonders die Säugetiere und die Vögel, haben neben dem Instinkt Verstand, und zwar nimmt der Instinkt in dem Maße zu wie der Verstand abnimmt. „Während der Instinkt auf einen Reiz immer mit demselben Gebaren antwortet — dieser Satz aus Guenthers Definition des Unterschiedes zwischen Instinkt und Verstand scheint uns besonders treffend zu sein — wählt der Verstand und richtet die Handlung je nach den Umständen ein. Der Verstand befähigt das Tier zum geeigneten Tun auch in Fällen, die in seinem Leben ungewöhnlich sind.“

Hat es nur der Mensch zu einer gewissen Höhe des Verstandes gebracht, so hat er zugleich eine Reihe natürlicher Instinkte eingebüßt und sich damit der Bevormundung durch die Natur mehr und mehr entzogen. Der Verstand besorgt eben die Weiteranpassung des Körpers bis zu einem gewissen Grade selbst. Daraus ergibt sich eine einseitige Auslese des Menschen gegenüber der allseitigen der Tiere. Der Gegensatz zu Natur heißt Kultur. Kultur ist das Werk des Verstandes. Rückkehr zur Natur heißt also Verzicht auf den Verstand. Damit ist dieser Devise das Urteil gesprochen. Auf seinen Verstand wird niemand verzichten wollen. »Es strebt der Mensch, solange er lebt.« Der Mensch würde aufhören, Mensch zu sein, wenn er die Hände in den Schoß sinken und sich willenlos als ein Spielball von den Naturkräften stoßen ließe.

Guenthers Ausführungen sind, wie man sieht, eine prägnante Fassung der Anschauungen, die die Grenzboten seit Jahren gegen die engherzige Dogmatik gewisser Biologen geltend gemacht haben. J. A. H.

Schaffen und Schauen

Ein Führer ins Leben

Von deutscher Art
und Arbeit

geb. 5 M.



Des Menschen Sein
und Werden

geb. 5 M.

Schaffen und Schauen — es bildet den Inhalt menschlicher Lebensarbeit. Mithelfen zu können am Bau des Lebens, schauen zu dürfen die Wunder der Welt, ist aber zugleich auch beste und höchste Lebensfreude. Freilich bedarf es, um das empfinden zu können, zweier Dinge: offener Augen und offenen Herzens. Man muß sehen können, wo und wie es anzupacken gilt, wo und wie „von dem goldenen Überfluß der Welt“ zu trinken ist. Dazu möchte dieses Buch helfen, es möchte in diesem Sinne der deutschen Jugend ein Führer sein ins Leben, ihr die verständnisvolle Anteilnahme an dem Schaffen und Schauen unserer Zeit ermöglichen, indem es sie einführt in unser deutsches Wirtschafts- und Staatsleben und in die Lebensarbeit, indem es ihr die Bedingungen des leiblichen und geistigen Daseins des Menschen und menschlicher Lebensführung nahezubringen sucht. Damit will das Buch vor allem auch für die Berufswahl nicht äußerliche Berechnungen, sondern innerliche Erwägung maßgebend werden lassen, die allein eine wirklich befriedigende Lebensgestaltung gewährleistet.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.